

Gerhard Zeillinger • Überleben

Gerhard Zeillinger

*Für Walter
und in Erinnerung
an Leo Luster (1927–2017)*

ÜBERLEBEN

Der Gürtel des Walter Fantl



BILDNACHWEIS

Soweit nicht anders angegeben, stammen die Bilder aus dem Privatarchiv von Walter Fantl-Brumlik

Seite xx: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien

Seite xx, xx, xx: Privatarchiv des Autors

Seite xx: mit freundlicher Zustimmung von Centropa – Central Europe Center for Research and Documentation

Seite 234: Luiza Puiu, Wien

[Logo Nationalfonds]

Die Arbeit an diesem Buch wurde durch zwei Arbeitsstipendien des Bundeskanzleramtes unterstützt.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01129-7

Copyright © 2018 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sophie Gudenus

Unter Verwendung eines Fotos von XX

Lektorat: Paul Maercker

Satz und typografische Gestaltung: Sophie Gudenus

Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

Als wir nach dem Duschen in die Aufnahmebaracken gebracht wurden, hatte ich nur noch meine Stiefel und meinen Gürtel. Die Stiefel waren schon am nächsten Morgen nicht mehr da. Von meinem Leben davor war mir nur der Gürtel geblieben. An ihn klammerte ich mich wie an einen Talisman. Ich weiß nicht warum, aber ich sagte mir, solange ich diesen Gürtel habe, werde ich am Leben bleiben und wieder aus dieser Hölle herauskommen. Der Gürtel wird mich zurückbringen.

Was jetzt?

Wien, 10. Juli 1945

1

Als er plötzlich vor ihr stand, hat Grete Gross ihn nicht mehr erkannt. Ein junger, schwächlicher Mann mit hohlen Wangen, zwar rasiert und die Haare geschnitten, aber insgesamt eine bedauernde Erscheinung. Alles hängt an ihm, Hemd und Hose sind um ein paar Nummern zu groß, um die Taille hat er einen breiten Gürtel geschlungen, wie ihn sonst nur die Arbeiter tragen. Der Gürtel gibt dem jungen Mann scheinbar den einzigen Halt. Kaum fünfzig Kilo hat Walter damals gewogen, zu Beginn des Jahres, wird er später erzählen, waren es gar nur achtunddreißig. Er war dürr, wie zum Abbrechen. Hätte er sich in einem Spiegel sehen können, er wäre vor sich selber erschrocken. Vorsichtig hat er zu essen begonnen, langsam, über Monate hin, hat er wieder zugenommen, aber ohne den breiten Gürtel, der ihn scheinbar so zusammenschnürt, hält ihm die Hose noch immer nicht am Leib.

Frau Gross hat im ersten Augenblick nicht gewusst, was sie mit ihm anfangen soll. Natürlich war ihr sofort klar, dass es sich um keinen Klienten handelt, der zum Dr. Stern möchte, deshalb braucht sie auch nicht zu sagen, dass die Kanzlei noch gar nicht wieder geöffnet hat, das kann noch eine Zeit dauern. Nein, dieser junge Mann, das sieht man auf den ersten Blick, hat nichts mit dem Gericht zu tun. Frau Gross kennt mittlerweile diese „Gestalten“, die seit einigen Wochen in Wien herumlaufen. Die jetzt alle aus den Lagern zurückkommen, ausgehungert und wenig Vertrauen erweckend. Dabei hat Walter immer großen Wert auf ordentliche

Kleidung und korrekte Erscheinung gelegt. Und er selbst weiß, so schlimm wie jetzt – wenn er von der Zeit im Lager absieht – hat er noch nie ausgesehen, abgerissen, fast schäbig, so kommt er sich vor.

Das Wenige, das er zum Anziehen hat, hat er sich in den letzten Monaten „organisiert“, irgendwo auf dem Weg zwischen Gleiwitz, Theresienstadt und Wien, die Strecke seiner monatelangen Rückkehr nach Hause. Am Anfang ging es nur darum, das verhasste Streifengewand loszuwerden und wieder normale Kleidung zu tragen. Das eine oder andere Hemd, ein wenig Wäsche hat er vom Roten Kreuz bekommen. Nur den Gürtel hat er auch vorher schon gehabt. Der Gürtel, der seinen Körper so auffallend in zwei Hälften teilt, ist das Einzige, was ihm geblieben ist. So ist er vor drei Jahren in Wien als Schlosser gegangen, in der „Technischen Kolonne“ der Kultusgemeinde. Da war Walter achtzehn. Er hat Türschlösser repariert, Schlüssel gefeilt. Oder er hat beim Übersiedeln geholfen. Übersiedeln hat immer geheißen, dass die Parteien in eine noch kleinere Wohnung ziehen mussten, eigentlich in ein Untermietzimmer, bis sie ein paar Wochen später abgeholt wurden, um dann für immer zu verschwinden.

Grete Gross und ihrer Mutter hätte es jederzeit auch so ergehen können. Die ganze Zeit hat sie in Angst gelebt, man könnte sie ebenfalls fortbringen, ins Sammellager, in ein Ghetto nach Polen. Auf der Straße wechselte sie die Seite, wenn sie jemanden in Uniform auf sich zukommen sah – nur nicht auffallen, nur nicht nach dem Ausweis gefragt werden. Jedes Mal dieses Herzklopfen, bis sie endlich die Kanzlei von Dr. Stern erreichte. Bei ihm hat sie sich sicher gefühlt. „Sie bleiben bei mir“, hat er zu ihr gesagt, „Ihnen und Ihrer Mutter wird nichts passieren.“ Aber wie konnte er das versprechen? Dr. Stern war doch selbst Jude.

Walter hat Grete und ihre Mutter das letzte Mal im September 1942 gesehen, kurz bevor er und seine Familie „auf Transport gingen“. Danach hatten sie nichts mehr voneinander gehört.

Seit dem Morgen ist Walter zurück in Wien. Er ist über Pressburg gekommen, mit ein paar Kameraden, dem Leo, Kurt Herzka, Sigi Rittberg und noch vier anderen. Genau genommen ist er mit ihnen schon seit Monaten unterwegs. Gemeinsam waren sie im Lager und auf „Todesmarsch“, das hat sie zusammengeschweißt. Als sie Ende Januar befreit wurden, wussten sie lange nicht, wohin. Sie zogen von einem Ort zum andern, wie eine verschworene Gruppe. Junge Männer mit Hunger nach Leben, aber ohne Vorstellung, wie dieses Leben aussehen soll. Zuletzt waren sie wieder in Theresienstadt gelandet. Das ist nun genau vier Wochen her. Sie hatten sich fast schon an diesen Ausnahmezustand gewöhnt, dann haben sie spontan beschlossen, nach Wien zu fahren – nicht, um dorthin zurückzukehren, sie wollten nur wissen, wie es in Wien jetzt aussieht.

Natürlich ist ihnen alles fremd. Überall zerbombte Häuser, Schuttberge und Menschen, die darin herumwühlen. Alle Brücken gesprengt. Auch die Kultusgemeinde in der Seitenstettengasse, wohin sie als Erstes gehen, ist in den letzten Kriegstagen von einer Bombe getroffen worden. Später wird Walter erfahren, dass mehr als sechzig Menschen im Luftschutzkeller ums Leben gekommen sind, auch Ilse, eine Jugendfreundin aus seiner Clique, die eine hübsche junge Frau geworden war. So knapp vor dem Ende. Die Eingänge sind mit Brettern vernagelt, auf einem angeschlagenen Schild lesen sie, dass sich die Amtsdirektion nun am Schottenring, Ecke Deutschmeisterplatz befindet. Dort sei auch eine Meldestelle für Rückkehrer eingerichtet und es würden Pakete ausgegeben, wird den jungen Männern gesagt.

Walter bekommt an diesem Morgen eine Legitimation ausgestellt. In vier Sprachen, auf Deutsch, Russisch, Englisch und Französisch, wird ihm bescheinigt, dass er Häftling in Auschwitz war. Nunmehr ist es amtlich. Eigentlich ist er gekommen, weil er wissen möchte, ob jemand von seinen Verwandten überlebt hat. Aber kei-

ner der Namen findet sich in den Listen. Weder hier noch beim Roten Kreuz hat sich einer von ihnen seit der Befreiung gemeldet. Das müsse nichts bedeuten, sagt man ihm, fast täglich würden neue Listen erstellt, immer noch würden sich Vermisste melden. Dasselbe hat man ihm auch in Theresienstadt gesagt, als er nach seiner Mutter und seiner Schwester gefragt hat.

Als er wieder auf der Straße steht und überlegt, wohin er gehen könnte, fällt ihm die Grete Gross ein. Die Gretl. Er kennt sie, seit er ein Kind war und sie mit ihren Eltern jedes Jahr zur Sommerfrische nach Bischofstetten aufs Land gekommen ist. Sie waren die einzigen jüdischen Sommergäste in der kleinen Landgemeinde, und Walters Eltern, die eine Greißlerei führten, waren die einzigen Juden im Ort. Da ist schnell eine Freundschaft entstanden. Als Walter 1924 zur Welt kam und am achten Tag nach seiner Geburt in die jüdische Gemeinschaft aufgenommen wurde, waren die Gross eigens aus Wien gekommen. Gretes Vater hatte Walter bei der Beschneidung gehalten. Damals hat niemand sich noch vorstellen können, eines Tages alles hier aufgeben zu müssen.

Sechzehn Jahre später hieß es plötzlich fortgehen, in einem fremden Land ein neues Leben anfangen. Von Amerika wurde geredet. Aber dazu brauchte man Geld, man brauchte Beziehungen. Auch Grete Gross hat überlegt, sich und ihre Mutter irgendwo im Ausland in Sicherheit zu bringen. Nur wohin hätten sie gehen können? Und dann hat der Dr. Stern seine Hand über sie gehalten. „Machen Sie sich keine Sorgen“, hat er gesagt. Aber konnte sie sich darauf verlassen?

Dr. Stern war einer der wenigen jüdischen Rechtsanwälte in Wien, die auch nach 1938 noch jüdische Klienten vertreten durften, zuletzt war er der einzige. Es war bekannt, dass er Kontakte zur Gestapo hatte. Er könne Juden vor dem Transport retten, wurde gesagt, es käme nur auf die Höhe der Summe an. Aber die wenigsten hatten noch so viel Geld, um sich freikaufen zu können. Das

war 1942, auf dem Höhepunkt der Deportationen, als auch Walters Eltern fortmussten. Was seither in Wien geschehen ist, davon hat Walter nur gerüchteweise in Theresienstadt gehört.

An diesem Vormittag geht er noch einmal durch den 1. Bezirk. Die Kanzlei von Dr. Stern befand sich in der Wollzeile. Gibt es die Kanzlei noch? Kann er die Grete dort antreffen? Er kommt am ausgebrannten Stephansdom und an Schuttbergen vorbei. In der Wollzeile, eine Straße weiter, sind die Häuser fast alle unbeschädigt, auch das Haus Nummer 18 steht noch. Eine noble Innenstadtadresse, das Stiegenhaus mit Marmor verkleidet. Frau Gross, die in Walters Erinnerung hinter einem großen Schreibtisch im Empfangszimmer sitzt, hätte bei Dr. Stern eigentlich nichts mehr zu tun, die Kanzlei ist geschlossen, der Rechtsanwalt, der sie und ihre Mutter tatsächlich vor der Gestapo geschützt hat, wartet noch immer auf seine Wiederzulassung.

Trotzdem kommt Frau Gross, sie ist siebenunddreißig und unverheiratet, jeden Morgen in die Kanzlei, ordnet Akten und sichtet die spärliche Post. Als es läutet, geht sie automatisch zur Tür. „Ja bitte?“, fragt sie, und eigentlich will sie gleich sagen, dass Dr. Stern vorerst noch niemanden vertreten kann.

Der junge Mann, der so fremd vor der Tür steht, der so entsetzlich aussieht, lächelt. Und Grete sieht ihn mit fragenden Augen an. Dann erschrickt sie. Als stünde ein Gespenst vor ihr.

„Und deine Eltern“, fragt sie, „deine Schwester?“

Walter schüttelt den Kopf. „Nur ich.“

2

Zur selben Zeit steht Leo Luster wieder vor der Wohnungstür, hinter der er bis 1941 mit seinen Eltern gelebt hat. Schreygasse 12, dritter Stock. Den Namen, der seither am Türschild steht, hat er nicht vergessen, und auch nicht wie der Herr Sowieso, ein illegaler

Nazi, gekommen ist und ihnen die Wohnung weggenommen hat. „Packt eure Sachen, in zwei Stunden seid ihr draußen!“ Sie mussten in eine Kellerwohnung, die nur aus einem einzigen Raum und einer Küchenecke bestand, ohne elektrisches Licht, ohne Wasser. Mitnehmen durften sie nur, was sie tragen konnten. Leo kann sich noch gut erinnern, und wenn er manchmal im Lager an zu Hause gedacht und sich vorgestellt hat, wie er zurückkommt, dann hat er sich ausgemalt, wie er in die Schreygasse geht und es genauso machen wird. Er wird den Mann und seine Frau aus der Wohnung werfen, er wird ihnen sagen: „Packt zusammen, ihr habt zwei Stunden Zeit, dann seid ihr weg!“

Eigentlich wollte Leo die Frau Schlicksbir aufsuchen, die Hausbesorgerin, die Einzige, der sein Vater damals vertraut hat, obwohl er sich auch bei ihr nicht sicher war, auf welcher Seite sie steht. Aber die Frau Schlicksbir wohnt nicht mehr hier. Aus dem Fenster der Hausmeisterwohnung sieht ein Herr um die fünfzig heraus. Leo erkennt ihn sofort. Auch er ein Parteigenosse, einer von der unangenehmen Sorte. Im Winter hat er Leo immer zum Schneeschaufeln geholt und ihn auch sonst gerne erniedrigende Arbeiten verrichten lassen, er hat sich einen Spaß daraus gemacht, Juden zu schikanieren.

Jetzt ist er offenbar der neue Hausbesorger, ein grauer, eigentlich kleiner Mann. Leo ist ihm in den wenigen Jahren, die er nicht mehr hier war, über den Kopf gewachsen und sieht nun fast auf ihn hinunter. Er merkt, wie der Mann zittert. Nicht weil er Leo erkannt hat, sondern weil Leo eine britische Uniformbluse trägt und weil man in Wien, so viel hat Leo schon begriffen, vor Uniformen der Alliierten Respekt hat.

„Sie kennen mich nicht mehr? Ich bin der Luster.“

Leo sieht, wie der Mann erschrickt, wie sein Gesicht noch blasser wird.

„Ja so, Sie leben noch.“

Unsicher tritt der Hausbesorger aus der Wohnung, dann sieht er Leo an und versucht zu lächeln.

„Das ist aber eine große Freude, Herr Luster. Sie wissen, ich habe Ihrer Familie immer geholfen, so gut es ging.“

Leo blickt an ihm vorbei durch die geöffnete Wohnungstür, und in diesem Augenblick erkennt er die Möbel seiner Eltern aus der Wohnung im dritten Stock, die komplette Einrichtung.

„Das sind ja unsere Möbel!“, ruft er.

Und wieder lächelt der Hausbesorger. „Sehen Sie, die hat mir Ihr Vater damals geschenkt, weil er sie ja nicht mitnehmen konnte.“

„Aber das ist doch nicht wahr“, ruft Leo, „und Sie wissen das ganz genau!“

Mittlerweile sind auch andere Parteien aus ihren Wohnungen gekommen, es hat sich herumgesprochen, dass ein englischer Soldat im Haus ist. Dabei ist es nur der Luster, der Leo.

„Jö, der junge Herr Luster“, sagen sie.

So wurde er früher nie angeredet, es ist überhaupt das erste Mal, dass jemand Herr zu ihm sagt.

Einen Augenblick lang weiß er nicht, was er tun soll. Soll er anfangen zu schreien, den Hausbesorger niederbrüllen? Er sieht in die Gesichter der anderen Parteien, als würde er darauf warten, dass ihm jemand recht gibt und seine Empörung teilt. Aber niemand scheint ihn zu verstehen.

Was tu ich hier eigentlich, fragt sich Leo. Was will ich hier?

Er dreht sich um und läuft aus dem Haus. Nicht weit entfernt liegt das Krügerheim, das ehemalige Sammellager, in dem Leo und seine Eltern damals kaserniert wurden, bevor sie nach Theresienstadt kamen.

Das Krügerheim sieht grau und heruntergekommen aus, die Stockwerke sind vollbelegt mit kranken und ausgehungerten Rückkehrern. Gleich gegenüber steht das Gebäude Malzgasse 16, Leos ehemalige Volksschule. Er läuft daran vorbei, immer geradeaus

weiter, bis er plötzlich im Augarten steht. Aber auch hier denkt er sich: Was soll ich da? Was will ich überhaupt in diesem Wien?

Leo läuft hinunter in die Taborstraße, dann weiter zum Donaukanal. Auf dem schmalen Behelfssteg, der über den Trümmern der Marienbrücke errichtet wurde, geht er zurück in den 1. Bezirk, vorbei an den Häuserruinen am Kai. Und plötzlich empfindet er ein angenehmes Gefühl darüber, dass so vieles zerstört wurde. Es ist ihm sogar eine Genugtuung, wenn er die Menschen sieht, wie sie in den zerbombten Häusern nach brauchbaren Dingen suchen oder wie sie sich von Hydranten das Wasser holen, weil die Leitungen in den Häusern kaputt sind. Geschieht ihnen recht, sagt er sich, geschieht ihnen doch verdammt nochmal recht!

3

Auch Walter hat für diesen Tag genug gesehen. Als er Leo zur vereinbarten Zeit am Deutschmeisterplatz wiedertrifft, kommt ihm alles noch fremder vor. Lässt sich hier überhaupt noch leben? Kann man hier als Jude noch einmal anfangen?

„Ich will nicht hier bleiben“, sagt Leo. „Da haben wir nichts mehr verloren. Was ist, gehen wir gemeinsam nach Palästina? Oder nach Amerika?“

Leo hat sich in Theresienstadt erkundigt, es gibt in Bayern ein Lager für Displaced Persons, so werden jetzt die genannt, die keine Heimat mehr haben und nirgendwo mehr hingehören.

„Was hält uns noch hier?“

Walter kommt der Gedanke an Amerika wie ein ferner Traum vor. Die vielen Briefe, die sein Vater geschrieben hatte, die enttäuschte Hoffnung, es würde drüben weitergehen. Damals wäre Amerika die Rettung gewesen, alles wäre anders gekommen. Aber jetzt?

Man kann nicht so einfach davonlaufen, denkt er.

„Hier braucht uns doch keiner“, sagt Leo, „und haben will uns auch niemand. Aber in Palästina, da werden wir gebraucht.“

Vor ein paar Jahren hätte Walter jedes Schiff dorthin genommen. Aber so richtig hat er sich ein Leben im Gelobten Land nie vorstellen können. Er denkt an seine Cousine Edith, die noch rechtzeitig nach Palästina geflüchtet ist, so wie Leos Schwester. Da ist es dann einfacher, wenn man schon jemanden dort hat, wenn jemand auf einen wartet. Auch wenn er gar nicht weiß, wo Edith jetzt lebt.

„Vielleicht komme ich eines Tages nach. Vielleicht in einem Jahr.“

Leo versteht nicht. „Bist du blöd? Was willst du noch hier?“

„Ich weiß nicht“, sagt Walter. „Es ist nur nicht so einfach, wie du dir das vorstellst.“

Seit sie wieder in Freiheit sind, hat sich Walter geschworen, zunächst einmal die Dinge hier in Ordnung zu bringen. Er will sein Elternhaus zurückhaben, die Ansprüche regeln. Was dann kommt, darüber hat er noch nicht nachgedacht. Am liebsten würde er schon morgen nach Bischofstetten fahren und allen dort sagen: Ich bin wieder da, seht her, ich habe überlebt, ich will, dass ihr das wisst!

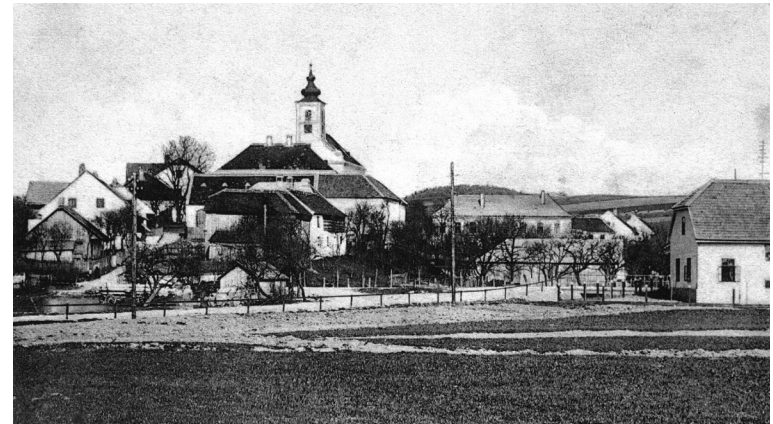
Auf dem Land

Bischofstetten 1924–1940

1

Wir lebten in einer überschaubaren Welt. Alles war überschaubar, der Ort, unsere Familie. Mein Vater war Kaufmann, gemeinsam mit meiner Mutter betrieb er eine Gemischtwarenhandlung. Meine Schwester war drei Jahre älter als ich. Auch meine Großmutter lebte bei uns, und die Pepi, unser Dienstmädchen. Wir waren die einzigen Juden im Ort.

Bischofstetten liegt im niederösterreichischen Kernland. Die Landschaft ist hügelig und von Obstbäumen bewachsen. Das Pielachtal, das sich bis in die Voralpen hineinzieht, grenzt unmittelbar an. Es ist eine bäuerliche Gegend, unscheinbar, ohne landschaftlichen



Bischofstetten, Ansichtskarte von 1914

Reiz. In den gängigen Reise- und Tourismusführern wird der kleine, 69 Kilometer von Wien entfernte Ort nicht einmal erwähnt. Er liegt abseits der wichtigen Verkehrsverbindungen und zählt kaum tausend Einwohner. 1938 gibt es im Ort neun Telefonanschlüsse, einer davon gehört zum Kaufhaus Fantl, das mitten im Zentrum des Ortes, an der nach Ober-Grafendorf führenden Bezirksstraße liegt. Gleich gegenüber liegen Gemeindehaus und Kirche, die Schule, das Kriegerdenkmal. Es ist eines von drei Geschäften, die im Ort ihre Waren feilbieten. Vor allem am Sonntag kaufen hier die Bauern nach dem Kirchgang ein. Haushaltsgeräte, Konfektionswaren, Güter des täglichen Bedarfs. Neben Lebensmitteln und landwirtschaftlichen Geräten wie Heugabeln oder Viehstriegeln kann man Kleiderstoffe, Nähzeug, Einsiedegläser, Schulhefte, Steinkrüge, Holzschuhe, zu Weihnachten sogar Christbaumschmuck kaufen. Vor dem Haus steht auch eine Benzinpumpe, immer wieder machen Motorrad-, manchmal auch Autofahrer auf dem Weg nach St. Pölten halt.

Im Telefonbuch ist das Geschäft noch unter dem Namen *J. Brumlik & Sohn, Spezerei- und Manufakturwarenhandlung* eingetragen. Der „Sohn“ ist Walters Vater Arthur Fantl, der 1921 von seinem Onkel Jakob Brumlik adoptiert wurde, seither trägt Walters Familie den Namen Fantl-Brumlik, eine Formalität auf amtlichen Dokumenten. Arthur Fantl wurde 1890 in Loosdorf geboren, einem kleinen, nicht weit entfernten Marktflecken an der Westbahn, wo sein Vater Max eine Schneiderei betrieb. 1892, mit noch nicht einmal zwei Jahren, kam er nach Bischofstetten zu Jakob und Marie Brumlik. Marie ist die Schwester seiner Mutter. Da das Paar keine Kinder bekommen kann, hat es schon bald einen Nachfolger für sein Geschäft gesucht. Das ist aber nicht der einzige Grund, dass das Kind so früh seinen leiblichen Eltern entrissen wurde. Als Schneider verdiente Max Fantl in Loosdorf offenbar nicht genug, um die Familie ausreichend versorgen zu können. Noch vor 1900 verließ er



Walters Eltern (links) vor dem Geschäft in Bischofstetten, ca. 1925

den Ort und zog nach Wien, wo die jüngsten zwei seiner insgesamt sieben Kinder geboren wurden. Kurz darauf ließ er sich scheiden und eröffnete in Klagenfurt eine Handelsagentur. Nur die einzige Tochter nahm er mit. Die übrigen Kinder wuchsen verstreut auf.

Arthur Fantl dürfte seinen Vater kaum gekannt haben, für ihn sind Jakob und Marie Brumlik seine nächsten Angehörigen, in den Dokumenten ist er deren „Wahlkind“. Als er noch vor dem Ersten Weltkrieg zum Militärdienst auf dem Balkan eingezogen wird, schreibt er regelmäßig nach Hause, die an Onkel und Tante gerichteten Feldpostkarten sind stets mit „Liebe Eltern!“ überschrieben.

Sowohl die Vorfahren seines leiblichen Vaters als auch die von Jakob Brumlik stammen aus Böhmen, wo sie über Generationen als Kaufleute und Schneider in der Gegend um Budweis ansässig waren. Erst 1920, nach dem Zerfall der Monarchie, erhält Arthur Fantl das Heimatrecht in Bischofstetten. Im selben Jahr nehmen ihn Jakob und Marie Brumlik an Kindes Statt an.



Walter und seine Schwester Gertrude,
ca. 1926

Ein paar Monate später, Anfang Januar 1921, heiratet er in der Synagoge von St. Pölten die aus Traisen stammende Hilda Tichler. Arthur ist 30 Jahre alt, seine Braut 22. Die Eheschließung erfolgt „nach bürgerlichen Gesetzen und israelitischen Bräuchen“. Masel tov!, rufen die Hochzeitsgäste, als Braut und Bräutigam unter der Chuppa, dem Baldachin, Porzellangeschirr zertreten. Die Scherben werden in ein

Tuch eingeschlagen und aufbewahrt. Scherben bringen Glück, heißt es.

Das junge Paar ist im Ort beliebt, in der ländlichen, tiefkatholisch geprägten Gesellschaft, die aus Bauern, Tagelöhnern und kleinen Gewerbetreibenden besteht, scheint niemanden zu stören, dass die Fantls Juden sind. Walters Vater ist Schriftführer bei der Freiwilligen Feuerwehr und am Sonntagnachmittag spielt er mit Freunden oder Honoratioren des Ortes Tarock, manchmal sitzen auch der örtliche Pfarrer und sein Kaplan mit am Tisch.

Im November 1921 kommt Walters Schwester Gertrude zur Welt. Der Rabbiner aus Amstetten kommt, um dem Kind den Segen zu bringen. „Möge sie zur Freude und zum Glück ihrer lieben Eltern wachsen, blühen und gedeihen!“ Als drei Jahre später, am 6. März 1924, Walter geboren wird, hat die Kultusgemeinde keinen Rabbiner mehr. Zu dieser Zeit sind die jüdischen Landgemeinden längst von Abwanderung bedroht, in den Matrikenbüchern werden kaum noch Geburten und Eheschließungen vermerkt.



In Bischofstetten, ca. 1930. Walter auf dem Schoß seiner Tante Grete, links Großmutter Helene, rechts sein Vater und seine Schwester; hinten: Walters Mutter und Onkel Leo Fantl

In Bischofstetten erlebt Walter eine wohlbehütete Kindheit, umsorgt von der Familie, zu der auch die im Haus lebende Großmutter Helene Fantl – zu der alle Luni sagen – und das Dienstmädchen, die „Pepi“, gehören. Bei den Großeltern mütterlicherseits in Traisen verbringt Walter meist seine Ferien. Es ist ein koscherer Haushalt, in dem genau auf die Trennung von „milchigen“ und „fleischigen“ Speisen geachtet wird. Einmal in der Woche kommt der Schächter aus St. Pölten, um Hühner, Gänse oder eine Ziege entsprechend den jüdischen Vorschriften zu schlachten. Walters Großmutter legt Wert auf die Einhaltung der Gesetze. Wenn sie nach Bischofstetten auf Besuch kommt, rührt sie kein Essen an, weil sie weiß, dass die strengen Speisevorschriften hier nicht alle genau eingehalten werden. Sie kann auch nicht verstehen, dass Walters Eltern am Samstag das Geschäft aufsperrten und selbst die Kundschaft bedienen. Das gehört sich nicht. Ein richtiger Jude darf am Schabbat nicht arbeiten.



Walter und Gertrude, ca. 1930

Zwar wird auch in Bischofstetten Schabbat gehalten – oder wie die Juden am Land sagen: Schabbes –, dann werden zwei Kerzen angezündet und Walters Mutter spricht die Segenswünsche, aber mehr als dieses wöchentliche „Freitagabend machen“ prägt den religiösen Alltag nicht. Nur die jüdischen Feiertage werden so gehalten, wie es die Tradition vorschreibt.

Offenbar wurde mein Vater viel liberaler erzogen. Wir waren zwar religiös, aber nicht übermäßig fromm. Wir lebten eigentlich

nicht viel anders als unsere Nachbarn. Aber mein Vater hat mir doch zu verstehen gegeben – und dafür bin ich ihm dankbar –, dass wir, gerade weil wir die einzigen Juden im Ort waren, die jüdischen Gebote einhalten müssen. Dadurch haben wir unsere Identität bewahrt.

2

Dass ich Jude bin, wurde mir erst in der 3. Klasse Volksschule bewusst. Mein Klassenlehrer, er hieß Gundacker, wurde einmal von seinem Bruder aus Wien besucht, und der hat auf der Straße zu meinem Vater eine Bemerkung gemacht, ich weiß nicht mehr, was es war, aber es muss etwas gegen die Juden gewesen sein, er hat gestänkert. Mein Vater hat ihn zur Rede gestellt und ihm eine Ohrfeige gegeben. Und das war's. Natürlich hab ich das in der Schule dann ein wenig zu spüren bekommen. Aber richtige Anfeindungen habe ich nicht erlebt,

die hat es bis 1938 nicht gegeben. Und von unserem Judentum war ja nach außen hin auch nichts erkennbar.

Auf einem Foto aus der Schulzeit sieht man Walter mit anderen Kindern und Jugendlichen beim katholischen Erntedankfest. Die Mädchen haben weiße Schürzen umgebunden und Kränze ins Haar geflochten. Walter trägt Lederhose. Mit seinen Schulfreunden spielt er im Wald Indianer oder Räuber und Gendarm.

Auf dem offiziellen Klassenfoto steht Walter in der vorletzten Reihe, 25 Mädchen, 27 Buben. Das ist 1930, Walters erster Schultag. Ganz links steht seine Lehrerin Paula Reschofsky, eine sympathische, sanfte Frau, daneben der Oberlehrer Rausch, ein wenig gebietend, die Hände hinterm Rücken verschränkt. Paula Reschofsky, die auf dem Foto eine Stufe tiefer steht, stammt aus dem Waldviertel und ist erst seit wenigen Monaten in Bischofstetten. Walter hat sie von Anfang an ins Herz geschlossen. Leider verlässt sie während der dritten Klasse die Schule. Der neue Lehrer, Friedrich Gundacker, ist unnahbar und streng.

Und da erst ist mir bewusst geworden, oder ich habe angefangen zu begreifen, dass ich anders bin ... Und da war noch ein Erlebnis. Meine Freunde waren damals alle bei der katholischen Jungschlar. Da wollte ich natürlich auch dabei sein. Geht nicht, hat mein Vater gesagt, die nehmen keine Juden. Und dann hat es nach dem Dollfußmord das Jung Vaterland gegeben, das war der Jugendbund der Vaterländischen Front, und da war jeder in meiner Schule dabei. Mir hat die Uniform gut gefallen, die hatten auch so eine Mütze mit Hahnenschwanz. Aber auch da hat mein Vater gesagt: Das geht nicht.

Nach außen hin geben die „Vaterländischen“ den Ton an, doch im Untergrund gewinnen die Nationalsozialisten, die ebenso verboten sind wie die Sozialdemokratische Partei, immer mehr an Einfluss. Es sind unruhige Jahre. Auch auf dem Land ist die Arbeitslosigkeit groß und die angespannte Lage deutlich spürbar.

Mein Vater war mit einem sozialdemokratischen Arzt in Kilb befreundet, dem Doktor Breuer, und das hat einigen, die zu uns ein-kaufen kamen, vor allem den Bauern, nicht gefallen. Also da wurde geredet: Jude und Nähe zur Sozialdemokratie, das war dann schon irgendwie verdächtig und das haben die Kunden auch meinen Vater spüren lassen, im Geschäft hat man das gemerkt. Mein Vater hat sich dann irgendwie herausgehalten. Ich wusste, dass seine Einstellung eine andere war. Aber das durfte man auf dem Land nicht zeigen.

In St. Pölten erlebt Walter eine ganz andere Welt. Seit 1935 besucht er die Bürgerschule am Schillerplatz. Mit der Bahn sind es genau 20 Kilometer dorthin. Jeden Morgen steigt er um sechs oder halb sieben in den Zug. Wenn er Nachmittagsunterricht hat, trägt er neben der Schultasche auch einen Geigenkasten. Friedrich Mestler, ein Sologeiger der Wiener Volksoper, der hin und wieder auch nach Bischofstetten kommt, unterrichtet ihn in Violine.



Walter mit Gertrude und Cousine Edith Löw, vorne Cousin Erich Neufeld, Traisen, ca. 1931.



Walter, seine Schwester Gertrude und Cousine Rosi Seidler, Mank, Ostern 1935

Nach der Schule geht Walter immer zu den Löws in die Kloster-gasse. Irma und Hermann Löw besitzen in St. Pölten ein Uhren- und Juwelengeschäft, sie sind vermögende Leute. Tante Irma ist eine Schwester von Walters Mutter. Edith, ihre Tochter, ist fast auf den Tag genau so alt wie er, mit niemandem versteht er sich so gut wie mit ihr. Oft gehen sie in ein Kaffeehaus, ins Park-Café oder ins Restaurant Böck, oder in die Nachmittagsvorstellung im Stadtkino. Manchmal bleibt Walter auch über Nacht oder sein Onkel Robert Seidler, der in der Stadt einen Autohandel betreibt, nimmt ihn mit, wenn er am Abend zurück nach Mank fährt, wo Tante Risa – auch sie ist eine Schwester von Walters Mutter – ein Gemischtwarengeschäft führt.

1938 werden fast vierhundert Juden in St. Pölten gezählt, es gibt jüdische Vereine mit einer sehr lebendigen Jugendbewegung wie den Turnverein Makkabi und den zionistischen Bund Jüdischer Jungwanderer, der Ausflüge und Heimatabende organisiert, um den Gemeinschaftsgedanken unter den Jugendlichen zu fördern. Auch der Betar, die Jugendorganisation der rechtszionistischen Revisionisten, ist in der Stadt aktiv. Er veranstaltet neben einem Hebräischkurs auch Geselligkeitsfeste, Wanderungen und ein Sommerlager. Obwohl Walter an den Aktivitäten der Betarim nicht teilnimmt, spürt er in St. Pölten so etwas wie ein jüdisches Zuhause, hier besucht er auch regelmäßig die Jugendgottesdienste in der Synagoge.



Walters Schwester Gertrude (rechts) und das Dienstmädchen Pepi, ca. 1937

Das hat einem schon ein Gefühl gegeben, wenn man gewusst hat, da wird etwas für die Jungen gemacht, da gibt es jüdisches Leben. Aber zu einer zionistischen Jugendgruppe bin ich nicht gegangen. Ich weiß nicht, ob das meinem Vater gefallen hätte, wir hatten keinen Bezug zum Zionismus. Wir waren, wie man damals gesagt hat, ganz gewöhnliche Landjuden. An Palästina haben wir nie gedacht.

Am 6. März 1937, an seinem 13. Geburtstag, feiert Walter in der Synagoge von St. Pölten seine Bar Mizwa. Am nächsten Tag kommt die ganze Verwandtschaft nach Bischofstetten, auch Freunde aus dem Ort sind geladen. Walter muss zum ersten Mal in seinem Leben eine Rede halten. Er muss über seine Zukunft sprechen, wie er sich sein Leben vorstellt, und dass er immer ein gottesfürchtiger Jude bleiben wolle. Von seinem Vater bekommt er an diesem Tag eine goldene Uhr geschenkt, die Arthur Fantl wiederum von seinem Großvater bekommen hatte. „Jetzt bist du alt genug, jetzt sollst du sie haben.“



Walter und seine Schwester vor der Rollfähre in Traismauer, ca. 1935

Aber von der Tradition, der „Jüdischkeit“, begreift Walter damals wenig, so wie er auch die politischen Zusammenhänge nicht versteht, die das Leben in den Dreißigerjahren bestimmen.

Da gibt es ein Foto, da stehen meine Schwester und ich vor der Rollfähre in Traismauer, ich trage Lederhose und weiße Stutzen, und meine Schwester hat ein Dirndl an. Die weißen Stutzen, das wusste ich nicht, waren damals das Erkennungszeichen der illegalen Nazis. Und da hat mein Vater dann zu mir gesagt: „Pass auf, Lederhose geht, aber zieh dir andere Stutzen an, keine weißen!“ Und ich hab gefragt, warum. Und er: „Ich erklär dir das später einmal, aber sei so gut und mach, was ich dir sage.“

3

An den 11. März 1938 erinnere ich mich noch genau. Wir saßen alle vor dem Radio, es war Freitagabend, der Schabbat hatte gerade begonnen, und dann hörten wir plötzlich Schuschnigg reden. Seine Stimme klang ein wenig verzerrt, zwischen seinen Worten drang ein gespenstisches Rauschen aus dem Empfänger. Und dann das „Gott schütze Österreich“, das habe ich heute noch genauso im Ohr. Für uns klang das bedrohlich, und sicher haben mein Vater und meine Mutter darüber geredet. Ich habe nur gemerkt: Die Stimmung war auf einmal – wie sagt man? – bedroht. Und da hab ich schon auch gespürt, jetzt kommt etwas auf uns zu. Aber richtig verstanden hab ich es noch nicht.

In der Nacht wird es im Ort laut. Im Schein von Fackeln sieht man SA marschieren. Vor dem Kriegerdenkmal, direkt vor Walters Elternhaus, kommt die Menge zum Stehen, zuerst wird das Deutschland-, dann das Horst-Wessel-Lied gesungen.

Walters Vater ist überrascht, wer bereits die braune Uniform trägt. Auch der Baumeister Gruber ist darunter und der Oberlehrer Rausch. Noch im Jahr davor sind beide unter den Gästen bei

Walters Bar Mizwa gewesen. Gruber wird später sogar Ortsgruppenleiter. „Mach dir keine Sorgen“, sagt er zu Walters Vater, „das wird nicht so schlimm!“

Ich glaub nicht, dass mein Vater es geahnt hat oder dass er es gewusst hätte. Das waren ja seine besten Freunde, die sind fast jeden Sonntag bei uns gewesen, mit denen haben wir gemeinsam Ausflüge gemacht. Und dann stellt sich heraus, dass die schon die längste Zeit Parteimitglieder waren, illegale Nazis. Und gleich am nächsten Morgen sind zwei SA-Männer ins Geschäft gekommen und haben meinem Vater bedruckte Papierstreifen hingelegt. Die müsse er an den Schaufenstern aufmachen, haben sie verlangt. Und auf diesen Streifen stand in großen Lettern: „Judengeschäft!“ Als ob das nicht ohnehin ein jeder im Ort gewusst hätte! Ich weiß nicht mehr, was mein Vater dazu gesagt hat, ob ihn das verletzt hat. Er war erschrocken über das rüde Auftreten dieser Männer. Und gleichzeitig haben auch die beiden anderen Greißler plakatiert, auf ihren Auslagen stand: „Kauft nicht bei Juden!“ Und von nun an war es so, dass uns niemand mehr gekannt hat. Wir wurden zwar nicht angefeindet, aber man hat uns gemieden. Nur ein paar wenige, die sind wirklich an-



Walters Eltern vor dem Geschäft in Bischofstetten, 1938

ständig geblieben, die haben sich davon nicht beeindrucken lassen.

Die SA marschiert fast täglich im Ort, auch illegale Nazis, die in den letzten Jahren bei der Deutschen Legion untergetaucht waren, kommen zurück und machen Propaganda für die sogenannte Volksabstimmung am 10. April. Sie

marschieren und singen. Das Deutschlandlied, „Die Fahne hoch“, „Es zittern die morschen Knochen“. Und irgendwann erklingt auch das Lied, dessen eine Zeile lautet: „Und wenn das Judenblut vom Messer spritzt ...“

Und wie ich das gehört habe, das war ja direkt vor unserem Haus, habe ich zum ersten Mal Angst bekommen. Obwohl die nichts gegen uns gemacht haben, muss ich sagen, sie haben uns weder die Fenster eingeschlagen noch die Hausmauer angeschmiert. Sie sind nur manchmal provokant vor unserem Geschäft auf und ab marschiert. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass meinen Vater jemand angegangen wäre. Ich muss aber auch sagen, dass wir uns ab einer bestimmten Zeit nicht mehr viel auf der Straße gezeigt haben. Wir haben es vermieden hinauszugehen. Atmosphärisch war es im Ort unangenehm.

Erst nach und nach begreift Walter, was sich alles verändert hat. In den ersten Tagen muss er nicht zur Schule, im ganzen Land fällt der Unterricht aus. Als er dann wieder nach St. Pölten fährt, hat er ein mulmiges Gefühl. Im Zug spricht niemand mehr mit ihm und in der Klasse bleiben die wenigen jüdischen Schüler unter sich. Die Ablehnung, die ihnen entgegengebracht wird, ist deutlich zu spüren.

Auch die Stimmung in der Stadt hat sich verändert. Wenn Walter am Bahnhof ankommt und durch die Kremser Gasse Richtung Schule geht, wenn er nach dem Unterricht Onkel und Tante und seine Cousine in der Klostergasse besucht, hat er das Gefühl, er gehört nicht mehr hierher. Sie gehen auch nicht mehr ins Kaffeehaus, nicht mehr ins Kino, sogar die Synagoge wird nun gemieden.

Am 2. Juli 1938 bekommt Walter sein „Jahres- und Abschlusszeugnis“ ausgestellt, damit ist seine Schulpflicht beendet. Auf dem Zeugnis hat noch der Religionslehrer Leopold Glück unterschrieben, der Kantor von St. Pölten. Kurz darauf beginnt die

jüdische Gemeinde sich aufzulösen, die Ersten verlassen bereits das Land.

Für Walters Vater ist das Fortgehen noch eine unklare Vorstellung, aber er fängt nun auch an, sich darüber Gedanken zu machen. Walter steht vor der Frage, was er nach der Schule machen soll. Auf eine Gewerbeschule gehen und eine Kaufmannslehre beginnen ist nicht mehr möglich. Wie sieht die Zukunft aus?

Für uns war das eine schwierige Zeit. Das Geschäft war noch offen, aber es ist faktisch niemand mehr reingekommen. Wir waren praktisch nicht mehr vorhanden.

4

Im Gegensatz zu Wien, wo es fast täglich zu Übergriffen auf Juden kommt, werden die Ressentiments auf dem Land nicht so offen zur Schau getragen, aber der Ton wird bald auch hier rauer. Vor allem die Lokalpresse schürt die jüdenfeindliche Haltung. Im *Melker Anzeiger*, der auch in Bischofstetten viel gelesen wird, erscheint am 8. Oktober 1938 ein Hetzartikel über den „verschlagenen Dorfjuden“, vor dem sich jeder in Acht nehmen und der nicht länger in „unserem Lande“ geduldet werden sollte: „Darum, Volksgenosse, wenn du noch nicht alle Bindungen zu deinem Volke verloren hast und dir die Zukunft deiner Kinder am Herzen liegt: ‚Kauf nicht bei Juden!‘“

Arthur Fantl ist klar, dass er seinen Kaufmannsladen nicht mehr lange wird weiterführen können, auch machen die Behörden bereits Druck und drängen auf eine „Arisierung“ des Geschäftes. Im Juli meldet sich ein erster Interessent, ein Kaufmann aus Kilb. Es liegt auch bereits ein Schätzgutachten über die gesamte Liegenschaft vor, das einen Verkehrswert von 10.700 Reichsmark errechnet. Es stammt vom örtlichen Baumeister und nunmehrigen Ortsgruppenleiter Gruber, dem langjährigen Freund Arthur Fantls.

Vermutlich ein Gefälligkeitsgutachten, denn ein halbes Jahr später ermittelt ein Baumeister aus St. Pölten einen Verkehrswert von lediglich 7500 Reichsmark.

Arthur Fantl zögert. Am 29. Juli schreibt die Kreisleitung der NSDAP in einem Bericht nach Wien:

„In Bischofstetten im Bezirk Mank besteht ein jüdisches Kleinkaufmannsgeschäft namens Fantl, dessen Inhaber bisher auf die mündlichen Anfragen von Bewerbern erklärte, dass er nicht verkaufen will. ... Der Jude lebt selbst in kümmerlichsten Verhältnissen.“

Im Herbst trägt sich Arthur Fantl erstmals mit dem Gedanken, nach Wien zu übersiedeln. Das dürfte auch der Grund sein, warum Walter den ganzen Oktober über bei einer befreundeten Familie, den Winternitz in der Sechtergasse in Meidling, verbringt. Zum ersten Mal Großstadtluft.

Als Walter am 8. November aus Wien zurückkommt, ist seine Mutter besorgt. Früh am Morgen, genau um vier Uhr zwölf, haben drei kräftige Erdstöße sie aus dem Schlaf gerissen. Hilda Fantl ist keine abergläubische Frau, aber seit dem Nordlicht zu Beginn des Jahres, als plötzlich der Nachthimmel rot gefärbt war, sucht sie hinter allem eine Bedeutung.

Zwei Tage später ist die Aufregung schon wieder vergessen. Walter und sein Vater unternehmen an diesem Morgen eine Radtour nach Kirnberg an der Mank, das ungefähr fünfzehn Kilometer von Bischofstetten entfernt liegt, und besuchen die jüdische Familie Adler. Es ist völlig ruhig im Ort. Bis plötzlich Gendarmen kommen und Herrn Adler erklären, dass sie ihn und seinen Sohn verhaften müssen, „in Schutzhaft nehmen“, sagen sie. Auch Walter und sein Vater müssen mitkommen, alle männlichen Juden, so lauten die Anweisungen.

Für mich persönlich war der 10. November 1938 mein erstes ein-

schneidendes Erlebnis. Wir wurden in einem Keller, in einem ganz kleinen Raum eingesperrt. Erst am Abend ließen sie uns wieder frei, in der Dunkelheit radelten wir nach Hause.

Am nächsten Morgen klopf es an der Tür. Ein Gendarm aus der Nachbargemeinde Kilb steht draußen. „Es tut mir sehr leid, Herr Fantl, aber ich habe den Auftrag, Sie zu inhaftieren, Sie müssen mitkommen.“

Es sind nur wenige Schritte, das Gemeindehaus liegt gleich gegenüber. Walters Vater wird in einem Raum im ersten Stock eingesperrt, da es im Ort keinen Gemeindegottesort gibt.

Wie wir nachher erfahren haben, war es den Gendarmen in Bischofstetten peinlich, unseren Vater verhaften zu müssen, die haben sich gescheut, also musste die Gendarmerie im Nachbarort ausrücken. Mein Vater musste drei Tage auf der Gemeinde verbringen. Wir wurden aufgefordert, einen Diwan hinaufzutragen, damit er darauf schlafen konnte. Tag und Nacht standen SA-Männer vor dem Gemeindehaus.

Anderswo finden am Morgen des 10. November regelrechte Gewaltexzesse statt. In Wien brennen die Synagogen, Rollkommandos ziehen durch die Bezirke, demolieren und plündern jüdische Geschäfte und Wohnungen. Juden, die an diesem Morgen aus ihren Wohnungen geholt werden, werden auf offener Straße verprügelt, weil immer wieder aufgehetzte, begeisterte Zuschauer die Absperrketten durchbrechen. Schmährufe werden laut: „Schlagt sie tot, die Hunde!“, „Endlich geht es der schäbigen Rasse an den Kragen!“

In St. Pölten kommt es an diesem Tag ebenfalls zu Übergriffen und Zerstörungen. Zur selben Zeit, als Walter und sein Vater gerade nach Kirnberg unterwegs sind, stürmen drei- bis vierhundert Personen, Angehörige von SA, SS, Hitlerjugend und Reichsarbeitsdienst, die Synagoge und zerstören die komplette Einrichtung, Bücher und die Thorarollen werden aus dem Fenster geworfen und unter lauten Bravo-Rufen der Zuschauer angezündet.

Für viele St. Pöltner ist es ein Volksfest. Als auch die Auslagen jüdischer Geschäfte zu Bruch gehen, wird in den Straßen gejubelt. Auch bei Hermann und Irma Löw in der Rathausgasse werden die Auslagen eingeschlagen. Dabei ist das Geschäft bereits seit Ende Oktober geschlossen. Noch vor dem Pogrom sind viele der ungefähr achtzig jüdischen Geschäfte und Betriebe in der Stadt bereits liquidiert oder „arisiert“ worden. Nun sei das nächste Ziel die „Entjudung“ des Hausbesitzes und die Beschleunigung der jüdischen Auswanderung.

Erst Tage später erfährt Walters Familie Genaueres von den Vorgängen. Auch in Traisen ist es zu ähnlichen Szenen gekommen. Am Morgen des 10. November wurde auch das Geschäft von Walters Großmutter geplündert, verschiedene Personen aus dem Ort machten sich im ganzen Haus zu schaffen. Walters Onkel Geza war schon einige Wochen vorher verhaftet worden, später wird bekannt, dass er in das Konzentrationslager Dachau überstellt wurde. Bevor ihn die Polizei abholen kam, musste er im Ort noch die Straße kehren, die Nachbarn sahen zu und machten höhnische Bemerkungen. Am 10. November werden dann auch Walters Großmutter, seine Tante Gisela und sein dreijähriger Cousin Peter aus dem Haus geholt und auf ein Lastauto verladen, nur das Notwendigste dürfen sie mitnehmen. Sie werden bei einer jüdischen Familie in der Nachbargemeinde einquartiert, gemeinsam mit anderen Juden aus der Umgebung, die an diesem Tag ebenso alles verloren haben.

5

Am 14. November wird Walters Vater aus der „Schutzhaft“ entlassen. Am selben Tag kommt der kommissarische Verwalter Hermann Hochrainer nach Bischofstetten. Er verlangt die Herausgabe der Schlüssel, Arthur Fantl muss ihm die Kasse öffnen und das vorhandene Bargeld aushändigen. Dann wird die Geschäftstür versiegelt.

Hochrainer kommt unangekündigt, erst eine Woche später wird er von der im Ministerium für Wirtschaft und Arbeit angesiedelten Vermögensverkehrsstelle, die mit der „Arisierung“ jüdischer Betriebe befasst ist, offiziell zum Abwickler bestellt. Hochrainer ist Industrie- und Großhandelsvertreter in St. Pölten, er gilt als verlässlicher Parteigenosse. Später fertigt er eine Quittung über eine Bargeldsumme von 115 Reichsmark und 55 Pfennig aus, die er mit 2. Dezember datiert: „am heutigen Tage von der Kassa der Fa. Arthur Fantl-Brumlik übernommen“. Gleich nachdem er den Laden zugesperrt hat, fährt er nach Kirnberg weiter, wo er auch das Geschäft der Familie Adler in kommissarische Verwaltung und ebenfalls die Bargeldkasse an sich nimmt.

Drei Wochen später wird eine Verordnung erlassen, mit der jüdische Gewerbetreibende zur Veräußerung ihrer Betriebe gezwungen werden können. Eine schnelle „Arisierung“ des Kaufhauses Fantl erwartet auch die Kreisbauernschaft Melk. Der Betrieb solle „einem fachlich ausgebildeten Parteigenossen“ übergeben werden. Kurz darauf meldet ein gewisser Hubert Brosenbauer sein Interesse am Geschäft an. Er ist 31 Jahre alt, Kaufmannssohn aus Haindorf und gelernter Elektromonteur. Als Mitglied der NSDAP hat er bessere Chancen als der Bewerber aus Kilb. Arthur Fantl bleibt nicht viel anderes übrig, als mit ihm in direkte Verhandlungen zu treten.

Zu diesem Zeitpunkt ist die Familie bereits für eine Auswanderung in die Vereinigten Staaten vorgemerkt, dabei haben Walters Eltern noch nicht einmal einen Reisepass, mit dem sie die Ausreise beantragen könnten. Alles hängt nun von der geordneten Übergabe und der Abwicklung der bürokratischen Angelegenheiten ab. Als Erstes muss einmal Inventur gemacht werden.

Den ganzen Tag über sitzt Arthur Fantl im Geschäft, nimmt die Waren auf und notiert die Angaben des beauftragten Schätzmeisters. Der kommissarische Verwalter ist dabei nicht zugegen. Später

schreibt dieser im Bericht: „Die Reinschrift mit der Schreibmaschine hat der Jude selbst machen müssen.“

Erstmals verweist der kommissarische Verwalter auch auf die hohe Verschuldung des Geschäfts, eine Folge der Wirtschaftskrise der Dreißigerjahre, die viele jüdische Kaufleute auf dem Land tief in die roten Zahlen getrieben hat. Nun fehlt das notwendige Kapital zur Auswanderung.

Ich hab vielleicht damals nicht alles so mitbekommen, aber ich habe natürlich die Unruhe und die Sorgen meiner Eltern gespürt. Schließlich standen wir vor dem Problem, wovon wir in Zukunft leben sollten. Mein Vater hat sich sicher Gedanken gemacht, das eine oder andere unter der Hand zu verkaufen, Einrichtungsgegenstände oder Schmuck, den er nicht deklariert hat. Aber das war natürlich nicht einfach. Wem konnte man vertrauen? Gerade in dieser Zeit, muss ich sagen, haben uns einige im Ort aber sehr unterstützt. Die hielten weiter zu uns Kontakt und versorgten uns mit Lebensmitteln, das durfte natürlich niemand sehen. Vor allem Bauern, die manchmal in der Nacht kamen und etwas über den Zaun warfen.

Am 14. März 1939 erhält Hubert Brosenbauer die Genehmigung zum Erwerb und zur Übernahme der Fa. Arthur Fantl-Brumlik, Gemischtwarenhandlung. Als Kaufpreis werden kaum mehr als 1500 RM festgelegt. Auf seinem Briefkopf führt Brosenbauer bereits die Adresse Bischofstetten 29, obwohl der Vertrag noch nicht einmal unterschrieben ist. Auch verlangt er, dass Arthur Fantl und seine Familie umgehend das Haus verlassen. Es könne nicht sein, schreibt er am 10. Mai, dass in dieser Angelegenheit geschehe, „wie es der Jude haben will“.

Im Juli schaltet sich das Finanzamt Melk ein: „Der Jude Arthur Fantl-Brumlik ist mit der Judenvermögensabgabe im Rückstand.“ Dabei handelt es sich um die gesetzlich vorgeschriebene „Sühneleistung“ für die im Novemberpogrom angerichteten Zerstörungen, für die die Juden selbst aufkommen und dafür ein Fünftel ihres

Vermögens in bar entrichten müssen. Sie ist für Arthur Fantl mit 2400 Reichsmark festgesetzt worden. Darüber hinaus soll er auch die sogenannte „Entjudungsaufgabe“ in der Höhe von 1650 RM zahlen, die eigentlich der Käufer zu entrichten hat, wenn er die Liegenschaft unter dem Verkaufswert erwirbt. Doch Hubert Brosenbauer weigert sich, die Zahlung vorzunehmen, und will die vorgeschriebene Summe eigenmächtig vom Kaufpreis abziehen.

Auf dem Gemeindeamt wird bereits gefragt, warum das alles so lange dauert, denn aus den meisten der umliegenden Orte sind die Juden schon verschwunden. Dass die Fantls immer noch hier sind, wird dem kommissarischen Verwalter angelastet, die Ortsgruppenleitung wirft ihm vor, dass er nur selten nach Bischofstetten komme. Tatsächlich scheint sich Hochrainer wenig um das Geschäft zu kümmern, er hat bisher auch keinerlei Außenstände eingetrieben und auch nicht die rückständige Steuer beim Finanzamt erlegt, deren Begleichung aber Voraussetzung für eine Ausreisegenehmigung ist. Als dann auch noch zwischen Brosenbauer und dem kommissarischen Verwalter ein Streit um das Honorar für die Abwicklung entflammt, scheint die Sache endgültig ins Stocken geraten. Von nun an läuft der gesamte Schriftverkehr über einen Notar in St. Pölten.

Die einzigen guten Nachrichten in dieser Zeit kommen aus London: Anfang des Jahres ist Onkel Geza aus Dachau freigelassen worden, unter der Auflage, innerhalb kurzer Zeit das Land zu verlassen. Er verfügt über ein Permit, als Hausangestellter nach London zu gehen, das ermöglicht ihm und seiner Familie Ende März die Ausreise nach England. Als Walters Mutter von der glücklichen Fügung hört, fasst auch sie wieder Hoffnung, denn in England, so heißt es, würden junge Frauen als Küchengehilfinnen gesucht. Hilda Fantl und ihre Tochter haben sich sofort beim Hausgehilfinnen-Referat der Kultusgemeinde in Wien registrieren lassen. Zumindest für Gertrude besteht eine Aussicht. Am 24. Januar 1939 wird

beim Landratsamt in Melk auf ihren Namen ein Reisedokument ausgestellt, der Pass ist bis zum 27. März 1940 gültig. Doch es gibt zu viele Bewerberinnen, die aus Österreich hinauskommen wollen, und die Fantls haben keine Fürsprecher in Wien.

In dieser Zeit ging irgendwie nichts mehr weiter. Uns war klar, dass wir wegmüssen, wir konnten nur nichts dazu tun. Und dann haben wir geglaubt, wir können vielleicht auch nach England, meine Tante und mein Onkel würden das für uns arrangieren. Aber das ist nicht geglückt.

6

Im Sommer 1939 zeichnet sich noch immer keine Lösung ab, die Situation um den Verkauf des Hauses scheint nun gänzlich verfahren. Schließlich treten Arthur Fantl und Hubert Brosenbauer von dem geschlossenen Vorvertrag zurück, womit auch alle behördlichen Genehmigungen ungültig werden. Um die Familie zu versorgen, arbeitet Arthur Fantl bei befreundeten Bauern in der Umgebung. Auch Walter hilft bei der Feldarbeit mit. Landwirtschaftliche Erfahrungen können bei der Auswanderung von Nutzen sein, doch im Augenblick geht es nur darum, mit Lebensmitteln entlohnt zu werden.

Im Juni wird Arthur Fantl von der Devisenstelle Wien aufgefordert, eine vollständige Aufstellung seines Vermögens und etwaiger laufender Einkünfte bekanntzugeben. Er antwortet umgehend: „Meine Ehefrau und meine zwei minderjährigen Kinder besitzen keinerlei Vermögen. Konten bei Banken und ähnlichen Kreditinstituten bestehen nicht. Wertpapiere sind ebenfalls nicht vorhanden. ... Alle Vermögenswerte unterliegen der komm. Verwaltung. Bin Jude ... Beabsichtige auszuwandern und habe mich beim Gen. Konsulat der USA registrieren lassen ..., ferner bei der Isr. Kultusgemeinde Wien ... u. Palästinaamt.“



Postkarte aus New York, 1921

Walters Vater ist nur einer von vielen, die sich bei diesen Institutionen um Auswanderung bemühen. Bereits Tage nach dem „Anschluss“ bilden sich Menschengruppen vor ausländischen Konsulaten und den Büros von Schiffahrtsgesellschaften. Bis Anfang April 1938 suchen ungefähr 25.000 Juden beim Amerikanischen Konsulat um Einreise an, besonders jene, die dort Verwandte oder Freunde haben. Doch die Einwanderungsquote ist beschränkt.

Es ist ja nicht so gewesen, dass wir lange überlegt haben, sollen wir auswandern oder doch noch abwarten, vielleicht wird es ja wieder besser. Es war für uns keine Frage, dass wir wegmüssen. Und da hat sich mein Vater an einen gewissen Gruber erinnert, der viele Jahre vorher nach Amerika gegangen ist. Mein Vater hatte noch eine Karte von ihm und seine Adresse und hat sofort an ihn geschrieben, ob er uns behilflich sein kann, dass wir überkommen.

Die Postkarte aus New York City, an die Arthur Fantl alle Hoffnungen knüpft, datiert vom Februar 1921. Darauf sieht man die *Banker's Trust Co. and Equitable Buildings* in Downtown Manhattan, mächtige Wolkenkratzer, die in den tiefblauen Himmel ragen, sie grenzen direkt an Broadway und Wall Street, das Equitable ist damals das größte Bürogebäude der Welt.

„Um meinem Versprechen nachzukommen, sende ich allen aus der neuen Welt die herzlichsten Grüße. Die Reise war schön, aber etwas stürmisch. Jetzt heißt es Englisch lernen ...“

Franz Gruber, der sich nun Frank nennt, ist in der „schlechten“ Zeit nach dem Krieg ausgewandert. Danach hat man nichts mehr

von ihm gehört, irgendwann ist der Kontakt zwischen der alten und der neuen Welt abgerissen.

Aber man könnte es wenigstens versuchen, denkt Walters Vater. Noch im Sommer 1938 fährt er nach Wien und füllt auf dem Amerikanischen Konsulat einen Anmeldebogen für die gesamte Familie aus. Die Fantls sind „Quoteneinwanderer“, das heißt, sie unterliegen der festgesetzten Quote ihres Geburtslandes. Sie ist für 1938 bereits mehr als erfüllt.

„Haben Sie Verwandte in den Staaten?“, fragt der Beamte.

Wer sich nicht auf Verwandte berufen kann, ist von vornherein benachteiligt, denn die Behörden bevorzugen Einwanderer, die bei bereits ansässigen Verwandten wirtschaftlichen Rückhalt finden. Um überhaupt registriert zu werden, braucht man ein Affidavit, die Garantieerklärung eines amerikanischen Bürgers, für den Einwanderer in finanzieller Hinsicht zu sorgen. Affidavits von nicht blutsverwandten Personen bedürfen einer eingehenderen Begründung und werden strenger überprüft.

Walters Vater lässt sich nicht so leicht abschrecken. Auf alle Fälle registrieren lassen, lautet die Devise, das andere wird schon kommen.

Wenige Wochen vorher hat Arthur Fantl auch bei der Auswanderungsabteilung der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien einen Fragebogen abgegeben. Die Auswanderung fällt in das Ressort der Fürsorge-Zentrale, schließlich geht es um die Bereitstellung der finanziellen Mittel, die nur die wenigsten Antragsteller aufbringen können. Über seine wirtschaftliche Lage merkt Walters Vater an: „derzeit beinahe ohne Verdienst – da wir geschäftlich fast keinen nennenswerten Umsatz haben.“ Das ist im Juni 1938. Auf die Frage „Wohin wollen Sie auswandern?“ schreibt er „USA, Australien, Neuseeland, Südamerika, Palästina“ und unterstreicht das letzte Auswanderungsziel. Eine Zeile darunter fügt er hinzu: „Nehmen jede Arbeit“, konkret: „für Palästina für mich u. die Familie eventu-

ell nach Möglichkeit Landwirtschaft.“ Doch es sind Tausende, die nach Palästina wollen.

Als schon niemand mehr daran glaubt, kommt plötzlich eine Nachricht aus Amerika. Der Brief, den Walters Vater an seinen ehemaligen Schulfreund geschrieben hat, ist tatsächlich angekommen. Er war monatelang unterwegs und hat den Empfänger erst im Jahr darauf erreicht. Frank Gruber ist mittlerweile in New Jersey ansässig. Sein Antwortschreiben aus Jersey City datiert vom 24. Juli 1939 und ist in ungelenktem und fehlerhaftem Deutsch verfasst. „Lieber Arthur! Deinen Brief Danckend erhalten, und Habe mich auch sofort mit der Angelegenheit in Verbindung gesetzt. ... Wie gesagt leicht war es gerade nicht, da ja die meisten Leute hier die eigenen Verwandten hieher bringen wollen.“

Gruber ist mit einem Dr. Gordon in Kontakt, dessen Frau im National Council of Jewish Women vertreten ist. Mit deren Hilfe, schreibt er, habe er eine geeignete Person ausfindig machen können, einen gewissen Mr. Klapp, der schon bald ein Affidavit, eine Bürgerschaftserklärung, an das Amerikanische Konsulat nach Wien schicken werde. Klapp komme ursprünglich auch aus Österreich und spreche Deutsch. „Also Lieber Arthur wie Du sehen kanst habe ich alles gemacht was möglich war. Bitte Schreibe mir nach Erhalt dieses Briefes gleich. Dr. Gordon sowie Mr. Klapp sind Deine Glaubens Genossen. Beste Grüsse an Dich und Familie. Frank Gruber 18 Fulton Ave Jersey City, New Jersey, America.“

Der Brief kommt am 1. August in Bischofstetten an, zum ersten Mal schöpft Walters Vater wieder Hoffnung. Er setzt sich sofort an die Schreibmaschine. „Herrn Dr. I. L. Gordon M. D. Jersey City! Hochverehrter Herr Doktor! Von meinem Schulfreund Herrn Frank Gruber bekam ich die freudige Nachricht, dass es ihm gelungen ist, durch Ihre gütige Vermittlung einen Wohltäter zu finden, der für mich und meine Familie ein Affidavit bereitstellt. Es kann ja Niemand ermessen, was für eine Freude dieser Brief bei uns aus-

gelöst hat, wenn wir denken, dass wir in Ihr Land kommen dürfen. Wir werden uns bestimmt bemühen, alles daran zu setzen, sobald als möglich wieder in Arbeit zu kommen, um unseren bescheidenen Lebensunterhalt zu verdienen. Seien Sie unserer Dankbarkeit versichert und es wird uns gewiss eine große Freude bereiten, wenn wir Gelegenheit haben werden, Ihnen und Ihrer sehr geschätzten Frau Gemahlin unseren Dank zu beweisen bzw. Ihnen persönlich unseren Dank auszusprechen.“

Unmittelbar danach setzt er ein zweites Schreiben auf. „Herrn Mr. Klapp, Jersey City. Sehr geschätzter Herr Klapp! Habe heute von meinem Schulfreund Herrn Frank Gruber einen Luftpost-Brief bekommen, der mir die freudige Nachricht gab, dass Sie, sehr verehrter Herr Klapp, die Güte haben, für mich und meine Familie ein Affidavit beizustellen. Sie können sich denken, was für Gefühle dieser Brief bei uns ausgelöst hat. Wir werden uns bemühen, wenn wir das Glück haben werden, nach dort zu kommen, Ihnen so wenig als möglich zur Last zu fallen, und trachten, unseren Lebensunterhalt zu verdienen, da wir jede Arbeit annehmen werden, die sich uns bietet. ... Leider sind wir eben durch die Ungunst der Verhältnisse aus unserer Bahn geworfen worden und will ich bemüht sein, von neuem eine Existenz mir aufzubauen. ... Ich danke Ihnen schon im Voraus für Ihre Bereitwilligkeit und versichere Sie, dass Sie Ihre Güte bestimmt an keine unwürdige Familie verwendet haben ... in aller Hochachtung ergebener Arthur Fantl-Brumlik.“

Sol Klapp ist naturalisierter Bürger der Vereinigten Staaten. Er ist Einzelhandelskaufmann und besitzt ein Lebensmittelgeschäft in der Grand Avenue, wo er mit seiner Familie in einer „behaglichen und geräumigen Wohnung“ lebt. Darüber hinaus besitzt er eine Landwirtschaft mit 98 Morgen Land und einem „geräumigen Haus“, in dem sich die Familie Fantl für unbestimmte Zeit „bequem“ einrichten könne, er, Klapp würde, solange sie seine finanzielle Hilfe benötigen, sein Heim mit ihnen teilen.

Walters Vater ist zuversichtlich. Sobald das Affidavit abgeschickt ist, will er sofort die Pässe beantragen. Doch in Amerika ist man an jüdischen Kaufleuten wenig interessiert und Arthur Fantl verfügt über keine anderen Qualifikationen. Im Auswandererfragebogen hat er „kaufmännische Ausbildung, Korrespondenz, Maschinschreiben“ eingetragen, Sprachkenntnisse: „nur deutsch“. Hingegen werden in den USA Handwerker oder Personen mit landwirtschaftlichen Kenntnissen gesucht.

Und da haben sie meinem Vater geschrieben, dass es nicht gut ist, wenn man angibt: Kaufmannsberuf, also schreib etwas anderes, und am besten, man kann ein Zeugnis erbringen, dass man sich in der Landwirtschaft auskennt. Nun war mein Vater mit einem Großbauern befreundet, auf dessen Hof er oft gearbeitet hat. Und der hat dann bei der Reichsbauernkammer um ein Zeugnis angesucht, das mein Vater schließlich auch bekommen hat.

Es ist ein Gefälligkeitszeugnis, das Arthur Fantl bescheinigt, mit allen landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut zu sein, über Kenntnisse zur Führung sowie Beaufsichtigung der Arbeiter auf einer Landwirtschaft zu verfügen und auch die landwirtschaftliche Buchhaltung zu beherrschen. Auf dem Briefkopf des ins Englische übersetzten Dokuments prangt das Hakenkreuz und der Schriftzug „Blut und Boden“.

Im August 1939 teilt das Generalkonsulat mit, dass Papiere betreffend Visumsangelegenheit eingelangt sind. Dennoch ist eine baldige Ausreise nicht in Sicht, da gegenwärtig alle mitteleuropäischen Quoten erschöpft seien, die Nummern würden erst „nach einer sehr langen Wartezeit“ erhältlich sein ... „Mündliche und schriftliche Anfragen und Gesuche sind zwecklos.“

Hin und wieder steigt Walter in den Zug und fährt nach St. Pölten. Doch auch Tante Irma und Onkel Hermann überlegen bereits, die Stadt zu verlassen, noch rechtzeitig, sagen sie, bevor man sie auch aus der Wohnung wirft. In der Öffentlichkeit sind Juden längst

unerwünscht, Parkanlagen, Sportplätze, das Schwimmbad dürfen sie nicht mehr betreten. Neuerdings ist ihnen auch der Zutritt auf den Rathausplatz verboten, der nun Adolf-Hitler-Platz heißt. So steht es im Amtsblatt der Stadt St. Pölten, eine Anordnung des Oberbürgermeisters, der den Juden auch Theater- und Konzertbesuche, sogar den Besuch von Gasthäusern und Cafés untersagt.

Walter kommt sich in St. Pölten vor wie ein Fremder. Dabei hat er hier einen Teil seiner Jugend verbracht. Die Spaziergänge im Stadtpark, manchmal ein Zirkusbesuch oder die gemeinsam erlebten Nachmittagsvorstellungen in *Pittner's Stadt-Kino*, das waren unbeschwerter Augenblicke. Jetzt weiß er, das ist für immer vorbei. Wenn er dann wieder nach Hause kommt, ist die Stimmung erst recht gedrückt. Die Eltern wollen Neuigkeiten erfahren. Aber was soll er erzählen? Wie er nach einem halben Jahr Onkel Robert wiedergesehen hat?

Am 28. Dezember 1938 wird Robert Seidler aus dem KZ Buchenwald entlassen, er ist ein halbes Jahr inhaftiert gewesen. Als er an der Wohnungstür von Tante Irma läutet, ist auch Walter zufällig da. Er erschrickt. Der Onkel Robert ist achtunddreißig, aber er sieht aus wie achtundfünfzig, alt und abgemagert, die Haare geschoren.

Und wie er da so mit uns am Mittagstisch gesessen ist, das war eine gespenstische Atmosphäre. Er war total eingeschüchtert und hat kein Wort über das Lager gesprochen. Erst nachher haben wir erfahren, dass man den Häftlingen eingebläut hatte, nichts über das Lager zu erzählen ...

Wenige Tage später verlässt Onkel Robert das Land. Er geht in die Schweiz, anschließend nach Frankreich und von dort nach Amerika. Seine Frau und sein Kind werden bald nachkommen, heißt es. „Hab Geduld“, schreibt er, „vielleicht kann ich euch nächsten Monat schon die Schiffskarten schicken.“ Doch von Brief zu Brief muss er sie vertrösten. Und als in Europa der Krieg beginnt, wird es immer schwieriger, noch Einreisevisa zu bekommen.

Der 1. September 1939 lässt alle Hoffnungen schwinden. Walter und seine Eltern hören die Nachricht vom Kriegsbeginn im Radio. Kurz davor hat Arthur Fantl nach Amerika geschrieben, dass er bald die Pässe besorgen werde. Und jetzt?

Neuerlich drängen die Behörden auf eine rasche „Arisierung“. Am 11. Oktober ernennt die Vermögensverkehrsstelle einen neuen Treuhänder. Er heißt Peter Enigl, ist Handelsvertreter in St. Pölten und überzeugter Nationalsozialist. Er soll einen Kaufvertrag mit dem Neuübernehmer Brosenbauer abschließen. Wörtlich heißt es: „Dieser Vertrag muss vom Juden gezeichnet sein.“

Enigl ist jung und durchsetzungsfähig, er geht die Sache energisch an. In Absprache mit Brosenbauer legt er einen neuen Kaufpreis für Haus, Einrichtung und Warenlager fest. Doch die Verhandlungen mit Walters Vater verlaufen nicht wie gewünscht. Am 15. November schreibt Enigl an die Vermögensverkehrsstelle: „Unter Bezugnahme auf den mir ... erteilten Auftrag ... teile ich Ihnen heute mit, dass sich der Jude Arthur Fantl-Brumlik weigert, den Vertrag zu unterschreiben bzw. überhaupt eine Unterschrift abzugeben. Er beruft sich darauf, dass während der Kriegszeit keine Arisierung durchgeführt werden kann und darf.“

Wahrscheinlich hat die plötzliche Weigerung mit der Tatsache zu tun, dass die Auswanderungssache ungewisser denn je ist. Wohin sollen sie gehen, wenn sie das Haus verlassen müssen? Enigl droht, die Liegenschaft auch ohne Einverständnis zu verkaufen, und die Vermögensverkehrsstelle erteilt ihm dazu eine Vollmacht. Am 22. November lässt der zuständige Sachbearbeiter ein Schreiben an Arthur Fantl ergehen. „Auf Grund des § 1 der Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens ... gebe ich Ihnen auf, Ihren Betrieb ... an Hubert Brosenbauer ... bis

zum 6. Dez. 1939 zu veräußern. Eine Verlängerung der Frist wird nicht bewilligt.“

Wir bekamen diesen Bescheid, aber mein Vater hat sich geweigert. Und dann ist die Gestapo bei uns vorgefahren, zwei Männer in Ledermänteln sind ausgestiegen und haben meinen Vater mitgenommen.

Als Arthur Fantl in der Gestapoleitstelle St. Pölten aus der Zelle geholt und zum Verhör gebracht wird, begegnet er auf dem Gang einem alten Bekannten, ein Vertreter der EKG, der Einkaufsgenossenschaft einer Großhandelskette, der ihn jahrelang beliefert hat. Offenbar arbeitet er nun für die Gestapo.

Und der war natürlich überrascht, wie er meinen Vater gesehen hat. „Ja, was machst du da?“ Er hat sich jedenfalls für meinen Vater eingesetzt und mein Vater war am nächsten Tag wieder frei.

Aber Arthur Fantl will auch weiterhin einem Verkauf zu den ihm auferlegten Bedingungen nicht zustimmen. Innerhalb eines Monats finden bei der Vermögensverkehrsstelle in Wien drei Besprechungen statt, zuletzt am 4. Dezember, und obwohl jedes Mal Druck auf ihn ausgeübt wird, ist Walters Vater nicht bereit, seinen Widerstand aufzugeben. Später wird der Treuhänder Enigl in seinem Bericht festhalten:

„Inzwischen weigerte sich der Jude Fantl-Brumlik überhaupt einen Vertrag abzuschließen ..., da ihm der Kaufpreis zu gering war. Tatsächlich macht der Jude nur deswegen Schwierigkeiten, um noch länger in Bischofstetten bzw. in der Wohnung verbleiben zu können.“

Am 7. Dezember wird der Kaufvertrag schließlich ohne Zustimmung von Arthur Fantl abgeschlossen. Im Schriftsatz wird angemerkt: „Da derselbe die Unterschrift verweigerte, wurde dieser Vertrag vom Veräußerungstreuhänder unterfertigt.“

Arthur Fantl legt umgehend Beschwerde ein, was den Ablauf erneut verzögert. Am 6. Januar 1940 schreibt der Veräußerungstreuhänder: „Es wäre wünschenswert, wenn diese Angelegenheit seine

Erledigung finden könnte, damit die Bevölkerung von Bischofstetten endlich die Judenfamilie Fantl-Brumlik los wird ... Heil Hitler! Peter Enigl.“

Anfang des Jahres kommt in die Auswanderungssache wieder Bewegung. Doch der Postweg zwischen Amerika und Europa dauert jetzt noch länger, seitdem die Briefe von den amerikanischen und den deutschen Behörden geöffnet und überprüft werden. „Opened by censor“ steht auf den Umschlägen, und auf der Rückseite findet sich ein Stempel des Oberkommandos der Wehrmacht. Die Briefe aus New Jersey und New York sind oft mehrere Wochen unterwegs, ehe sie in Bischofstetten ankommen. So erfährt Arthur Fantl erst Ende Februar 1940, dass beim Amerikanischen Konsulat bereits zu Jahresbeginn das neue Affidavit eingegangen ist. Umgehend stellt er beim Wanderungsamt im Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten einen Passantrag für die gesamte Familie, mit der Begründung: „Ich erkläre, nach USA auswandern zu wollen.“

Fünf Tage später kommt eine Antwort von der Auswanderungsabteilung der Israelitischen Kultusgemeinde, als Absender ist nicht mehr die Seitenstettengasse, sondern die Prinz-Eugen-Straße 22 angeführt, der Sitz der von Adolf Eichmann kontrollierten „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“, die von nun an alle Modalitäten abwickelt.

Kurz darauf erhält Arthur Fantl auch Post vom National Refugee Service in New York. Die Direktorin des Migration Departments, Cecilia Razovsky, ersucht ihn, bekanntzugeben, ob das von Mr. Klapp ausgestellte Affidavit nun tatsächlich angekommen sei. Doch Walters Familie hat immer noch keine Nachrichten aus New Jersey. Eine diesbezügliche Eingabe ans Amerikanische Konsulat bleibt ohne Ergebnis.

Mittlerweile hat die Vermögensverkehrsstelle den Kaufvertrag bestätigt, doch kann der Bescheid nicht rechtskräftig werden, so-

lange die von Arthur Fantl eingebrachte Beschwerde nicht erledigt ist. Noch einmal schaltet sich die Kreisleitung in Melk ein. In einem Schreiben vom 4. März 1940 wird betont, dass der Kaufmann Brosenbauer, der bereits in das Haus eingezogen ist, nur einen Raum zur Verfügung habe und sein Geschäft daher nicht entsprechend erweitern könne, während sich im übrigen Teil des Hauses „noch immer der Jude herumtreibt“. Ein Großteil der Kunden würde sich darüber aufhalten.

Einen Tag später meldet sich Brosenbauer selbst in einem langen Schreiben an die Staatliche Verwaltung des Reichsgaues Wien zu Wort. Der Brief ist auf Maschine geschrieben, in fehlerhaftem Deutsch, und vermutlich auf Anraten der Kreisleitung in Melk verfasst worden, wo Brosenbauer in diesen Tagen offenbar ein und aus geht.

„Ich ersuche um rascheste Erledigung folgender Angelegenheit: Ich habe am 23. März 1939 die Genehmigung zur Arisierung der Gemischtwarenhandlung des Juden Israel Arthur Fantl-Brumlik in Bischofstetten von der Vermögensverkehrsstelle Wien erhalten und habe dasselbe am 23. März 1939 eröffnet.

Im Kaufvertrag wurde festgelegt, dass der Jude 8 Monate freies Wohnrecht im ohnehin sehr beengten Hause haben soll. Obwohl diese Frist schon 6 Monate abgelaufen ist, wohnt er Heute noch mit seiner Familie hier und macht keinerlei Anstalten, die Wohnung zu räumen. Da meine Frau und ich dadurch das der Jude noch immer hier wohnt nur einen Wohnraum zur Verfügung haben und in kürzester Zeit Familienzuwachs erhalten muß unbedingt der Jude bis längstens in 3 Wochen die Wohnung geräumt haben, den ein längeres Beisammenwohnen ist in diesen Fall vollkommen ausgeschlossen. Meine Frau und ich können nicht einmal ein lautes Wort mit einander sprechen, da nur eine einfache Tür unsere Wohnung von einander trennt. Weiters müssen wir auf den Gang Waren für

unser Geschäft lagern, unter Diesen befinden sich auch teilweise Lebensmittel, dieser Gang muss auch von den Juden benützt werden, sodass diese Waren sehr leicht irgend welchen Manipulationen ausgesetzt sein könnten, ohne dass man irgend wie einen Beweis in der Hand hätte. Da der Jude wohl unser größter Feind auf dieser Welt ist, sind derlei Eingriffe nicht als ausgeschlossen zu erklären. Zumindest soll ein Jude von solchen Sachen fern gehalten werden.

Weiters müssen wir mit den Juden den Keller, Dachboden, ja sogar das Klosett gemeinsam benützen. Letzteres soll man, so ist es meine Ansicht einen Arier (illegalen Parteigenossen) überhaupt nicht zumuten können. Nach den Rassegesetzen dürfte soweit ich mich erinnern kann ein Zusammenwohnen mit Juden überhaupt nicht zulässig sein.

Ich habe jedoch keine Handhabe den Juden zu kündigen, da er gegen den entgeltigen Kaufvertrag Einspruch erhoben hat. Im Grunde genommen sucht er sich nur Wege sein abwandern aus Bischofstetten in die Länge zu ziehen, da es ihm nirgends im deutschen Reiche so gut geht wie in Bischofstetten. Es gibt in dieser Gemeinde einige Bauern die dem Juden hörig sind und die er auch fast täglich besucht. Natürlich kommt er von diesen immer mit vollen Taschen oder Rucksack zurück. Weiters bekommt der Jude fast wöchentlich Besuch von seinen Verwandten und Rassegenossen, die sich bei ihm glänzend unterhalten und mich und meine Frau als Nebensache betrachten, sie tun einfach was sie wollen. Es wäre auch für die nationalsozialistische Bevölkerung von Bischofstetten eine Erleichterung wenn dieser jüdische Parasit sein früheres Schacherfeld endlich räumen würde.

Aus all diesen Gründen bitte ich Sie diese Angelegenheit raschest behandeln zu wollen und sehe derselben im Voraus dankend entgegen.

Heil Hitler!

Brosenbauer Hubert“

Von der letzten Zeit in Bischofstetten ist mir eigentlich kaum etwas in Erinnerung geblieben. Es ging dann alles sehr schnell. Ich weiß noch, wie unsere Übersiedlung vorbereitet wurde. Aber was heißt Übersiedlung! Wir mussten ja fast alles zurücklassen, die Möbel, fast unser gesamtes Inventar haben wir veräußern müssen, eigentlich haben wir es verschleudert. Zum Teil sehr schöne Sachen, wir hatten böhmisches Porzellan und Gläser, weil die Familie ja von dort kam. Das konnten wir nicht mitnehmen, das hat ein Teil der Bevölkerung billig gekauft, da haben sich sofort genug gefunden, die sich darum rissen. Wir mussten es auch veräußern, um an ein bisschen Geld zu kommen, das wir zum Leben brauchten. Denn von irgendetwas mussten wir ja in Wien leben.

Am 27. März 1940 fährt die Familie nach Melk und nimmt auf dem Landratsamt die beantragten Pässe entgegen. Bei Walters Vater steht als Beruf „Landwirt“ eingetragen, bei seiner Mutter „Haushalt“. Die Pässe gelten für das In- und Ausland und sind ein Jahr lang gültig. Sie sind mit einem roten „J“ gekennzeichnet, dem sogenannten „Judenstempel“, der seit Oktober 1938 auf den Ausweisen enthalten sein muss.

Auch andere amtliche Dinge, wie eine Steuerunbedenklichkeitsbescheinigung des Finanzamts, sind in Melk zu erledigen. Arthur Fantl ist in diesen Tagen viel unterwegs, der Umzugswagen nach Wien ist bereits bestellt. Es ist nicht viel, was sie mitnehmen, Dokumente, Kleidung und ein wenig Hausrat. Ein paar wertvolle Stücke werden dem Oberlehrer Rausch zur Aufbewahrung anvertraut. Nur was mit Jux, dem Schäferhund, geschehen soll, bleibt eine offene Frage. Er kann nicht nach Wien mitgenommen werden, in der neuen Wohnung ist kein Platz für ihn. Überhaupt dürfen Juden keine Haustiere mehr halten, auch das wird ihnen bald verboten.